Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 90 (2015)

Heft: 5: Neubau

Artikel: "Wir plädieren für einen erweiterten Nachhaltigkeitsbegriff" : Interview

Autor: Liechti, Richard / Baumberger, Peter / Inderbitzin, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-594251

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bild: Roland Bernath

BS + EMI Architektenpartner AG prägen den genossenschaftlichen Neubau in Zürich

«WIR PLÄDIEREN FÜR EINEN ERWEITERTEN NACHHALTIGKEITSBEGRIFF»

Die beiden Architekturbüros Baumberger & Stegmeier und Edelaar Mosayebi Inderbitzin Architekten, die häufig unter BS + EMI als Partner auftreten, belegen regelmässig die vordersten Ränge, wenn Baugenossenschaften Architekturwettbewerbe veranstalten. Von einem Erfolgsrezept mochten Peter Baumberger und Christian Inderbitzin im *Wohnen*-Interview jedoch nichts wissen. Sie haben vielmehr wichtige Anliegen an die Baugenossenschaften.

Interview: Richard Liechti

Zu den Wettbewerbserfolgen von BS + EMI zählen die Ersatzneubauten Am Katzenbach der Baugenossenschaft Glattal Zürich (Etappen III bis V). Im Bild die 2013 fertiggestellte Etappe III.

***Wohnen:* Ihre beiden Architekturbüros haben in den letzten Jahren eine Reihe von Wettbewerben gewonnen, die meisten im Genossenschaftsbereich. Was ist Ihr Erfolgsrezept?**
Christian Inderbitzin: Diese Frage können wir nicht beantworten. Man muss das auch in Relation zur Vorarbeit setzen: Unsere beiden Büros gab es vor dem ersten Wettbewerbserfolg bereits fünf Jahre. Auch wir mussten uns zuerst die notwendige Erfahrung aneignen und den Einstieg über die Teilnahme an offenen Wettbewerben schaffen.
Peter Baumberger: Sicher interessant ist in diesem Zusammenhang, dass wir zusammen erfolgreicher sind als in unseren Einzelbüros.

Genau das müssen Sie uns näher erklären. Die Architekturbüros Baumberger & Stegmeier (BS) und Edelaar Mosayebi Inderbitzin (EMI) treten nämlich sowohl einzeln als auch in einer Partnerschaft auf.
Ch.I.: Unsere Büros wurden etwa zeitgleich gegründet, wir haben auch seit Beginn den Sitz am gleichen Ort. Trotzdem haben wir erst nach fünf Jahren begonnen, gemeinsam zu arbeiten. Und da waren wir sofort erfolgreich: Wir gewannen die Wettbewerbe für die Neubausiedlungen Brüggläcker der Bahoge und Katzenbach der Baugenossenschaft Glattal Zürich. Nur kurz darauf kam die Siedlung Toblerstrasse der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ) hinzu. Deshalb beschlossen wir, diese Zusammenarbeit zu formalisieren und eine dritte Aktiengesellschaft zu gründen, die BS + EMI Architektenpartner AG.
P.B.: Wir würden von einer Art Pool sprechen. Der Vorteil ist, dass man unterschiedliche Bürokulturen pflegen kann. Dies setzt neue Ideen und Energien frei, wenn man für gemeinsame Projekte zusammenkommt.

Es heisst, dass der Wohnungsbau kaum die Königsdisziplin für einen Architekten darstelle. Warum haben Sie sich trotzdem darauf spezialisiert?
Ch.I.: Das ist doppelt falsch. Zum einen möchten wir uns nicht auf den Wohnungsbau spezialisieren, sondern möglichst breit arbeiten. Anderseits halten wir den Entwurf einer Wohnung für eine der anspruchsvollsten Aufgaben in der Architektur. Und eine der spannendsten.
P.B.: Wenn ein Architekt als Ziel hat, ikonenartige Gebäude zu entwerfen, die aus dem Stadtkörper herausstechen, mag das richtig sein. Wenn man aber die Stadt als Ganzes im Kopf hat, ist jeder einzelne Wohnungsbau wichtig. Und dies gilt für die Baugenossenschaften ganz besonders.

Warum denn?
P.B.: Bei den Genossenschaftssiedlungen, die wir in Zürich bauen, handelt es sich meist um grössere Areale. Das birgt die Chance, das Bauvolumen der Stadt wesentlich mitzuprägen – und zwar für die Architekten ebenso wie für die Baugenossenschaften.
Ch.I.: Das bedeutet für beide Seiten eine grosse Verantwortung. Schliesslich geht es im genossenschaftlichen Wohnungsbau um eine langfristige Perspektive, was zu einem hohen Qualitätsanspruch führt. Dabei möchten wir ganz klar festhalten: Der Zürcher Wohnungsbau ist von der Qualität her europaweit einmalig – und dies ist zu einem grossen Teil das Verdienst der Baugenossenschaften.
P.B.: Wir möchten die Genossenschaften denn auch auffordern, weiterhin Innovationsbereitschaft zu zeigen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Strahlkraft ihrer Projekte. Wenn Baugenossenschaften hohe Qualität schaffen, müssen die anderen Wohnungsanbieter nachziehen.

Erlauben Sie mir trotzdem noch eine Frage zu Ihrem Erfolg. Mir fällt auf, dass die Bauten von BS + EMI auch dem Laien gefallen. Das könnte mit den Proportionen, mit dem Einsatz von Holz oder der dezenten Farbgebung zusammenhängen. Ist dieser ästhetische Anspruch Teil eines Konzepts?
Ch.I.: Uns freut natürlich, wenn die Bauten gefallen. Aber bei der Entwurfsarbeit kann dies kein Kriterium sein. Man stelle sich vor, wir

ZU DEN PERSONEN

Bild: zVg.

Peter Baumberger (Mitte) und Christian Inderbitzin (rechts).

Peter Baumberger (46) absolvierte eine Hochbauzeichnerlehre, bevor er am Technikum Winterthur Architektur studierte. 2003 gründete er mit Karin Stegmeier das Büro Baumberger & Stegmeier.
Christian Inderbitzin (37) studierte Architektur an der ETH Zürich. 2004 gründete er zusammen mit Elli Mosayebi und Ron Edelaar ein eigenes Architekturbüro. 2011 schlossen sich die beiden Büros zur BS + EMI Architektenpartner AG zusammen, treten aber weiterhin auch einzeln auf. In den vergangenen Jahren gewannen BS + EMI sechs Architekturwettbewerbe im Genossenschaftsbereich, wobei drei Siedlungen bereits fertiggestellt sind. Jüngst sind zwei weitere Projekte für die Stiftung PWG hinzugekommen.

würden uns an einem wie auch immer gearteten Massengeschmack orientieren – wir müssten scheitern. Am Anfang stehen vielmehr stets der jeweilige städtebauliche Kontext und die künftige Nutzung, aus denen wir die Lösung erarbeiten. Dies ergibt schliesslich ganz unterschiedliche Bauten.

Aber mit Holz ist man derzeit offenbar auf der sicheren Seite.

P.B.: Holz hat im Moment aus ökologischen Gründen ein gutes Image, aber das kann schon in fünf Jahren anders aussehen. Wir würden in der Stadt beispielsweise auch kein naturbelassenes Holz einsetzen, obwohl Bauherren genau das schon gewünscht haben.

Ch.I.: Wenn wir Holz verwenden, hat das immer einen Grund. Beim Neubau Avellana (Wogeno Zürich) war es die hinterhofartige Situation, wo hölzerne Schuppen und Gartenhäuser seit jeher vorkommen. Beim Brüggliäcker nahmen wir die Tradition von Stadtbaumeister A. H. Steiner auf, der beispielsweise bei der benachbarten Schulanlage grau gestrichenes Holz gewählt hatte. Und beim Neubau Toblerstrasse ist Holz lediglich das konstruktive Material und nicht sichtbar, denn die Häuser am Zürichberg sind grundsätzlich verputzt.

Wie weit bestimmen Nachhaltigkeitsziele Ihre Arbeit? Die Stadt Zürich schreibt in Architekturwettbewerben mittlerweile den Standard Minergie-P-Eco vor.

Ch.I.: Anforderungen wie Minergie-P kann man als Planer durchaus erfüllen. Wir finden aber, dass der Nachhaltigkeitsbegriff zu eng gefasst ist und zu sehr von Ideologien und Moden geprägt ist. Statt nur auf Energie und Materialien abzustellen, müsste man ihn um eine architektonische und ästhetische Dimension erweitern. Denn: Ob ein Haus in zwanzig, dreissig Jahren noch nachhaltig ist, hat viel mehr mit diesen Qualitäten zu tun als mit der Dicke der Fassadendämmung. Die Häuser von Ernst Gisel aus den 1960er-Jahren beispielsweise mögen inzwischen energetisch mangelhaft sein, weisen aber derart gute Grundrisse auf, dass man auch heute nichts daran ändern muss. Das ist viel nachhaltiger, als wenn man ein Haus wegen einer mangelhaften Konzeption nach ein paar Jahrzehnten abreissen oder generalsanieren muss.

P.B.: Ein gutes Beispiel sind auch die Stadtquartiere aus dem 19. Jahrhundert. Dort stehen die Häuser nach 100 oder 150 Jahren noch immer – ganz einfach weil sie städtebaulich und von der Nutzung her sinnvoll konzipiert sind. Und die Wohnungen sind nach wie vor sehr beliebt, weil viele von ihnen Qualitäten wie grosse Raumhöhen oder dauerhafte Materialien aufweisen. Bis heute merken die Leute sofort: Das hat etwas Werthaltiges. Genau dorthin müssen wir auch mit den heutigen Neubauten wieder kommen.

Kann der heutige Neubau dies überhaupt? Privaten Eigentümern geht es vor allem um den Profit, gemeinnützige möchten möglichst tiefe Mietzinse erreichen. Kurz: Die Wirtschaftlichkeit ist meist zentral.

Ch.I.: Sie darf aber nicht oberstes oder gar alleiniges Credo sein. Neubauwohnungen sind immer teurer als Altbauwohnungen. Ob sie bei der Erstvermietung hundert oder zweihundert Franken günstiger oder teurer sind, ist im Gesamtzyklus einer Stadt irrelevant. Denn schliesslich werden die heutigen Neubauwohnungen irgendwann auch wieder zu günstigen Altbauwohnungen. Sie haben aber eine grössere Beständigkeit, wenn man am Anfang etwas mehr investiert.

«Wirtschaftlichkeit darf nicht das alleinige Credo sein.»

P.B.: Wir würden diese Aussagen gern mit einem politischen Statement an die Adresse der Baugenossenschaften verknüpfen. Sie könnten nämlich Neubauwohnungen anfangs durchaus teurer vermieten und damit einerseits einen Teil dieser Werthaltigkeit finanzieren. Anderseits könnten diese Mehreinnahmen dazu dienen, einen Fonds zu äufnen, aus dem man Baulandkäufe finanziert. Damit können die Genossenschaften ihr Portfolio laufend erweitern, wie es auch ihre Gründer getan haben.

Auch neue Genossenschaftswohnungen sollten für ein breites Publikum bezahlbar sein. Das gehört zu den Zielen fast jeder Baugenossenschaft.

P.B.: Wir wollen Bauten sicher nicht generell verteuern. Wir wehren uns aber dagegen, dass Baugenossenschaften einen Benchmark aufstellen, der allgemeingültig sein soll. Bauen ist immer objektspezifisch, jede Situation ist anders. Gewiss sind manche Konzepte etwas günstiger. Eine Baugenossenschaft sollte aber genau abwägen, was aus Sicht des Städtebaus und der künftigen Nutzer am besten ist. Und dafür entstehen nun einmal bestimmte Kosten.

Damit erübrigt sich wohl auch die Frage, wo man allenfalls sparen kann.

P.B.: Aus unserer Sicht kann es dafür keine Patentrezepte geben. Ich würde sogar behaupten: Unsere Bauten wurden mit dem Minimum an Mitteln erstellt, das eben nötig war, um ästhetische und funktionelle Nachhaltigkeit zu erreichen. Dafür ist ein Prozess des Austarierens von Qualität, Nutzeransprüchen und Wirtschaftlichkeit notwendig, für den die Baugenossenschaften mit ihrer Gesprächskultur hervorragend geeignet sind. Wobei die Baukommission

in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus als Korrektiv wirken darf.

Zu Architekt und Baukommission gesellt sich bisweilen ein weiterer Partner: der Totalunternehmer (TU). Manche Baugenossenschaften ziehen ihn bei, um Kostensicherheit zu haben.
Ch.I.: Das Problem ist doch dieses: Damit der TU einen Gesamtpreis offerieren kann, muss die Projektentwicklung zu einem bestimmten Zeitpunkt eingefroren werden. Änderungen sind danach nur noch schwer möglich und kostenmässig nicht mehr transparent. Für uns ist klar: Würgt man die Gesprächskultur in einem frühen Stadium ab, schadet dies der Qualität in jeder Hinsicht.

Nach der Jahrtausendwende begannen die Genossenschaften, Wohnungen mit deutlich mehr Fläche zu bauen. Jetzt scheint sich das Blatt zu wenden: Vor dem Hintergrund des Kostendrucks und des stetig steigenden Flächenverbrauchs weisen manche neuen Familienwohnungen wieder weniger als hundert Quadratmeter auf.
Ch.I.: Wir können den Trend zu weniger Fläche bestätigen, sind aber skeptisch gegenüber derartigen Ausschlägen. Baugenossenschaften, die zu rasch auf solche Schwankungen reagieren, handeln sicher nicht nachhaltig. Sinnvoll sind eine Mischung von Wohnungstypen oder verschiedene Standards beim gleichen Typ, wie dies manche Baugenossenschaften anbieten.
P.B.: Man sollte dabei eines nicht vergessen: Ersatzneubauten entstehen derzeit gerade dort, wo vorher Siedlungen mit durchwegs zu kleinen Wohnungen standen. Dagegen sind eben die grosszügigeren 19.-Jahrhundert-Wohnungen immer noch gefragt. Das führt uns zurück zur Nachhaltigkeitsdiskussion: Wenn eine Siedlung unterschiedliche Wohnungsgrössen bietet, bedeutet dies vielleicht letztlich, dass sie länger stehenbleiben kann.

Die traditionelle Familie gibt es heute immer weniger. Trotzdem wendet sich der Grossteil der genossenschaftlichen Neubauwohnungen immer noch an Familien. Was bedeutet dies für den Grundrissentwurf?
Ch.I.: Ein Stichwort ist hier sicher der Begriff der Nutzungsneutralität, wie er auch in den Wettbewerbsausschreibungen stets auftaucht. Im Brüggläcker haben wir beispielsweise einen Wohnraum entworfen, der mit einem angrenzenden Schiebetürzimmer je nach Nutzer vergrössert werden kann.
P.B.: Beim Familienwohnen ist uns die Schaffung von Rückzugsbereichen wichtig. Das betrifft nicht nur die Individualräume, sondern etwa auch den Küchenbereich. Gänzlich offene Küchen, die einfach irgendwo in einem grossen Wohnzimmer stehen, besitzen für uns wenig Wohnwert. Zudem versuchen wir gerade in solchen Bereichen auch schwach determinierte Flächen zu schaffen. So ist im Brüggläcker der Raum bei der Küchenzeile für die reine Kochnutzung eigentlich zu gross. Dafür können dort beispielsweise auch Kinder spielen, oder man kann einen Bügeltisch aufstellen.

Bilder: Roland Bernath/zVg.

Weitere Genossenschaftsprojekte von BS + EMI: Siedlungen Avellana der Wogeno Zürich (oben), Toblerstrasse der ABZ (links), Brüggläcker der Bahoge (rechts).

In den letzen Jahren galt es als Plus, wenn eine Wohnung möglichst wenig Verkehrsflächen aufwies. Nun sieht man plötzlich wieder Grundrisse mit grossen Entrées und breiten Korridoren.
Ch.I.: Es wäre ein Missverständnis zu glauben, wir gingen mit festen Prinzipien an die Entwurfsarbeit, etwa: immer geschlossene Küchen, stets eine Schiebetür. Wir lassen uns auch hier vom städtebaulichen und architektonischen Konzept leiten. Zum Beispiel beim Entwurf für die Ersatzneubauten im Schwamendinger Dreieck (Baugenossenschaft Glattal Zürich): Dort findet sich eine Setzung von schlanken Baukörpern mit Aussenräumen, die mal weit, mal eng daherkommen. Dies nahmen wir mit dem «Durchwohnen», also einem Wohnraum, der sich über die ganze Gebäudetiefe erstreckt, wieder auf; aber nicht in Form eines grossen, offenen Wohnraums, sondern eines «Hybrids» aus abgeschlossener, verglaster Küche mit einem gut zonierten Wohn- und Essraum. Auch bei geschlossener Küchentür hat man auf beide Seiten Aussenbezüge.

Für viel Diskussionsstoff sorgt bisweilen der Innenausbau – ich denke etwa an Fragen wie Naturstein oder Chromstahl bei der Küchenabdeckung. Manche Genossenschaften haben deshalb Reglemente erlassen.

P.B.: Da sind wir skeptisch. Eigentlich gilt das Gleiche wie bei der Diskussion um die Wirtschaftlichkeit. Benchmarks und Reglemente bergen stets die Gefahr, dass sie Innovation verhindern. Zudem bezweifeln wir, dass man damit viel einsparen kann.

Das «spezifisch Genossenschaftliche» taucht bei den Anforderungen an neue Genossenschaftssiedlungen immer auf. Wie setzen Sie dieses Postulat um?
Ch.I.: Wir begrüssen gemeinschaftliche Einrichtungen auch deshalb, weil sie oft das Problem der Erdgeschossnutzung lösen. So konnten wir im Brüggliäcker Veloräume und Waschküchen im Erdgeschoss unterbringen, so dass es bei den Eingängen keine Wohnungen mit unangenehmen Einblicken gibt. Einrichtungen wie Bastelräume oder Ateliers erhöhen zudem den Gebrauchswert für die Nutzerschaft.

Wie steht es mit dem gemeinsamen Aussenraum? Ich stelle fest, dass oft Projekte gewinnen, die einen zentralen Genossenschaftsplatz vorsehen.
P.B.: Wir vertreten klar die Haltung, dass städtebauliche Überlegungen – die Homogenität der Stadt und die Durchwebung des Aussenraums mit der Umgebung – an erster Stelle kommen. Wir finden es falsch, wenn sich eine Genossenschaft zu stark über den Aussenraum definiert. Ein solch zentraler Platz bedeutet doch auch: Wir sind eine Einheit – und das hat etwas stark Ausschliessendes.
Ch.I.: Tatsächlich haben wir den Wettbewerb Toblerstrasse auch deshalb gewonnen, weil unser Projekt anstelle des grossen, gemeinschaftlichen Hofes verschiedene kleinere Aussenräume – eine Art Kabinett von Gartenräumen – vorsieht. Sie passen zur Massstäblichkeit des übrigen Quartiers und sprechen verschiedene Nutzergruppen an.

Die Kommunikation mit einem genossenschaftlichen Bauträger stellt Architekten vor Herausforderungen. Einerseits stehen sie einer Baukommission gegenüber, anderseits müssen sie bisweilen auch antreten, um die Mitglieder von einem Projekt zu überzeugen.
P.B.: Wir machen mit beidem gute Erfahrungen. In der Kommunikation ist die bereits erwähnte Gesprächskultur sicher zentral. Wenn wir von der Baukommission und den Mitgliedern Offenheit einfordern, dann müssen wir diese allerdings auch selbst mitbringen. Das bedeutet auch für uns: nicht mit vorgefassten Meinungen auftreten, sondern mit Argumenten überzeugen. ■

ANZEIGE

BALKONE VERGLASEN – WERTSTEIGERUNG ERLEBEN

Verglaste Balkone und Fassaden bieten nicht nur Wetter- und Schallschutz, sondern auch eine Verbesserung der Wohnqualität. Erfahrene Planer entwerfen für alle Anforderungen bedarfsgerechte Lösungen, die aus einer Hand abgewickelt werden – von der Planung bis zur Montage. Mit der bewährten Qualität von Solarlux zum Vorteil für Besitzer und Bewohner.

www.solarlux.ch